



Fotos: Mercy Ships

## Africa Mercy in Benin

# In ärztlicher Mission auf den Weltmeeren

Die Mercy Ships bringen Hoffnung und Heilung für hilfsbedürftige Menschen in aller Welt. Am 10. Februar hat die Africa Mercy in Cotonou, Benin, festgemacht. Dort wird das schwimmende Krankenhaus bis Ende November dieses Jahres bleiben, um dringend benötigte medizinische Hilfe vor Ort zu leisten.

Alexias Gesicht ist in einen großen weißen Verband eingepackt. Die Achtjährige liegt in einem einfachen Krankenbett. Sie ist nach ihrer Operation noch nicht ganz zu sich gekommen und döst vor sich hin. Auf einem Hocker neben dem Bett sitzt ihre Mutter. Ihr Gesicht wirkt entspannt. Denn endlich wird die Odyssee der Familie Gueligue ein Ende haben. Drei Jahre lang entstellte ein faustgroßer Tumor hinter Alexias rechtem Auge ihr hübsches Gesicht. Kein Arzt in ihrer Heimatstadt Cotonou im westafrikanischen Benin konnte ihr helfen. Zwei Operationen schlugen fehl. Ihren Eltern fehlten weitere Mittel für

die richtige Behandlung. Und das Geschwür wurde immer größer. Das Mädchen konnte auf dem betroffenen Auge nur noch schlecht sehen, das Atmen fiel ihr schwer. „In der Schule wurde Alexia von ihren Mitschülern gemieden. Viele glaubten, sie sei als Strafe für irgendein Vergehen durch einen Voodoo-Zauber verhext worden“, erzählt die Mutter.

All das wird nun Vergangenheit sein. Bald wird nur noch eine kleine Narbe in Alexias Gesicht an ihre Qualen erinnern – dank einer kostenlosen Operation auf dem Krankenhausschiff Africa



Die Africa Mercy im Hafen von Cotonou (links). Warteschlange an den Hauptuntersuchungstagen im Februar: Mehr als 4 000 Kranke und Angehörige kamen (oben). Benedict kam mit Klumpfüßen und wurde erfolgreich operiert.

Mercy. Seit Februar liegt diese 152 Meter lange Eisenbahnfähre, die zu einem Hospital umgebaut wurde, im Hafen von Cotonou.

Es ist das Tor zu einem der ärmsten Länder der Welt, wo das monatliche Durchschnittseinkommen nicht einmal 35 Euro beträgt. Ein Gesundheitssystem existiert de facto nicht; es fehlt an Ärzten, Ausrüstung, Medikamenten und Expertise. Auf jeden Doktor kommen stattliche 27 000 Einwohner. Und ganze zwölf Zahnärzte kümmern sich um fast neun Millionen Menschen. So vertrauen auch viele Beniner eher auf die traditionellen Heilmethoden der Medizinmänner. Das Schiff der christlichen Organisation Mercy Ships ist ein paar Hundert Quadratmeter westliche Welt – hier behandelt ein internationales Team aus Krankenschwestern, Pharmazeuten und Chirurgen Menschen, die sich eine Operation niemals leisten können.

### Warten auf die rettende Operation

Doch auch auf dem schwimmenden Hospital sind die Kapazitäten begrenzt. Die Africa Mercy ist zehn Monate vor Ort. Im November 2009 wird sie bereits ein neues Ziel ansteuern – ein weiteres Land, das die medizinische Unterstützung drin-

gend benötigt. Alleine hier in Cotonou kamen zur ersten Hauptuntersuchung 2 500 Kranke. Täglich drängeln sich weitere Menschen vor dem Schiff, in der Hoffnung, Gehör für ihr Leid zu finden. Doch die OP-Termine sind sorgfältig ausgewählt: Behandelt werden vor allem Menschen mit Grauem Star, Geburtsverletzungen, Zahnproblemen, gutartigen Tumoren, Missbildungen wie Hasenscharten, Gaumenspalten oder Klumpfüßen. Allein 3 000 Augenoperationen, 200 orthopädische und 20 000 zahnärztliche Eingriffe, 2 000 korrektive Operationen und Tumorentfernungen sind während des Aufenthalts in dem kleinen westafrikanischen Land geplant.

## Das Schiff ist wie eine etwas unheimliche Schleuse in ein neues, glücklicheres Leben

Krankheiten, die eine langwierige Nachsorge erfordern oder die bereits zu weit fortgeschritten sind, werden nicht behandelt. Die Ärzte müssen viele Hilfesuchende einfach wieder wegschicken, eigentlich unvorstellbar für jeden Mediziner. „Das ist hart. Aber die Patienten sehen, wir nehmen sie ernst, hören sie an, legen mal einen Arm um sie“, sagt der Internist Wolfgang Edele (43) aus München und fügt hinzu: „Die Menschen halten an dem Traum fest, eines Tages operiert zu werden.“

Über eine steile Gangway gelangen die Patienten vom Pier des Port de Pêche – dem so genannten Fischerhafen – in den Bauch des Schiffes. Ein schmaler mit grellen Neonröhren beleuchteter Gang führt zu den Zimmern der Krankenstation. In den fast achtzig Betten liegen Menschen, die noch auf ihre Operation warten oder – wie die achtjährige Alexia – den Eingriff bereits hinter sich haben. Die Stimmung ist gedämpft. Vielleicht trauen die Menschen ihrem Glück noch nicht ganz, bald ein normales Leben zu führen. Das Schiff ist wie eine etwas unheimliche Schleuse in ein neues, in ein glücklicheres Leben. So spielen Mütter sanft mit ihren Kindern und die Pfleger sprechen mit leisen Stimmen. Einheimische Tagesvolontäre übersetzen, wo es nötig ist.

### Die Augen als Spiegelbild der Seele

Die meisten Patienten sind regelrecht entsetzt von ihren Symptomen: Geschwülste an Hals und Gesicht, Hasenscharten, Gaumenspalten, verkrüppelte Arme oder Beine. Bei anderen ist das Leiden mit dem bloßen Auge nicht erkennbar. Viele Frauen kommen an Bord; sie sind inkontinent und das bereits seit vielen Jahren.

Die Anästhesiekrankenschwester Esther Schüle (30) aus Bad Liebenzell berichtet von einer Frau, die sich keinen Kaiserschnitt leisten konnte. Bei der Geburt drückte der Kopf des Kindes zu lange auf ihr Becken, das Gewebe wurde zerstört und



Arzt untersucht Säugling mit kopfgroßem Tumor am Hinterkopf (links oben). Säugling mit Lippen-Kiefer-Gaumenspalte vor und nach der OP (oben). Glückliches Mädchen nach erfolgreicher OP. Supermarkt auf der Africa Mercy.

es bildeten sich Blasen-Scheiden-Fisteln. Neunzehn Jahre lang war diese Frau inkontinent. „Sie hat damals nicht nur ihr Baby verloren, sondern wurde auch von ihrem Mann verstoßen und von den anderen im Dorf geächtet“, sagt Schülein und fügt hinzu: „Das Spiegelbild der Seele sind die Augen. Darin konnte man all das Leid sehen, das diese Frau mitgemacht hat.“

In einem Gang parallel zur Krankenstation befinden sich die sechs Operationssäle – ausgestattet mit Geräten, von denen die Ärzte in Benin glauben müssen, sie seien aus einer anderen Welt. In einem der Räume wird gerade einer Frau ein Katarakt operiert. Pro Tag gibt es bis zu 30 solcher Operationen. Um mehr Menschen das Augenlicht wiederzugeben, wird meist nur ein Auge pro Patient behandelt.

Ein Übersetzer redet beruhigend auf die Patientin ein. Über einen Monitor kann man den Eingriff beobachten. Flink entfernt der Doktor die trübe Linse und ersetzt sie durch ein Implantat. Nach nur zwanzig Minuten ist der Spuk für die Patientin vorbei. Bereits am nächsten Tag wird sie zum ersten Mal, nach all den Jahren, wieder sehen können. Trotzdem: Viele der Eingriffe an Bord wären in der westlichen Welt Routine; sie werden bereits in ihrem Anfangsstadium behandelt. Doch in Benin sterben Menschen an Zahnabszessen, an einem Kratzer, der sich entzündet. Kinder überleben nicht, weil sie eine Gaumen-

spalte haben und nicht an der Brust ihrer Mutter saugen können. Sie werden oft einfach ausgesetzt.

Die Krankheiten erreichen Auswüchse, die man sich in Deutschland kaum vorstellen kann, weiß Schülein. „Optisch sieht man hier schlimme Dinge. Ich habe die Bilder immer im Kopf“, sagt sie.

### Alle Helfer arbeiten unentgeltlich

In der Krankenstation sitzt ein 14-jähriges Mädchen aufrecht auf ihrem Bett. Sie hält einen kleinen Spiegel in einer Hand und betrachtet darin ungläubig ihr Gesicht. Vorsichtig fährt sie immer wieder mit der anderen Hand an die frische Narbe über ihrem Mund; dort wo ein paar Tage zuvor noch eine entsetzliche Hasenscharte klaffte und die jetzt, wie durch ein Wunder, einfach weg ist. Vielleicht sind es Momente wie dieser – Blicke, Gesten, das Staunen –, welche die freiwilligen Helfer für ihren harten Einsatz belohnen. Denn bezahlt werden die 450 Mitarbeiter aus über 30 Nationen nicht. Ob Chirurg, Krankenschwester, Koch, Friseur, Putzkraft oder Kapitän – sie alle arbeiten nicht nur umsonst, sondern müssen sogar je nach Aufenthaltsdauer bis zu 625 US-Dollar (440 Euro) pro Monat zahlen. Viele geben ihr ganzes Ersparnis aus, andere werden von ihrer Familie, Freunden oder ihrer Kirchengemeinde unterstützt. „Die Leute spenden lieber direkt an uns, als an eine ihnen unbekannte Organisation. So bekommen sie auch regelmäßig Feedback. Die Spender sehen sich als Teil des Teams“, erklärt Andrea (35), die Frau von Wolfgang Edele. Für das Geld gibt es Kost und Logis. Untergebracht sind die Mitarbeiter in Kabinen mit bis zu

zehn schmalen Kojen, einem kleinen Duschbad und einem Wohnzimmer. Da kann es schon passieren, dass Lagerkoller aufkommt. „Das Leben auf dem Schiff ist sehr intensiv. Ich brauche es, am Wochenende zur Tür raus zu gehen, um abzuschalten“, sagt die Krankenschwester Esther Schüle, die sich zwei Jahre lang ihr Zimmer mit drei anderen jungen Frauen teilt. Mit wie vielen Kollegen man zusammen wohnt, hängt davon ab, wie lange man an Bord bleibt. Viele Helfer nutzen ihren Urlaub, andere nehmen sich eine längere Auszeit von ihrem Job oder verbringen ein paar Jahre ihres Ruhestandes auf der Africa Mercy. Und es gibt Menschen wie den amerikanischen Chefarzt Gary Parker. Er operiert bereits seit 23 Jahren für Mercy Ships.

Auch ganze Ärztfamilien leben auf der Africa Mercy – wie die Edeles aus München. Sie haben etwas mehr Platz. Durch die großen Bullaugen der gemütlichen Wohnküche des zirka 30 Quadratmeter großen Apartments blicken sie auf den Hafen von Cotonou. Ein richtiges Zuhause, zumal auch ein fahrendes, wie David, der fünfjährige Sohn der Edeles, die Vorzüge des Lebens auf hoher See beschreibt. Für David und die anderen Kinder an Bord ist das Schiff jedoch keinesfalls nur ein gigantischer Abenteuerspielplatz. Hier herrscht Disziplin. Elf Lehrer und ein Direktor kümmern sich in der so genannten Academy um die Bildung der zurzeit 45 Schulkinder. Unterrichtssprache ist Englisch. Die Schüler können sogar ihren amerikanischen High School-Abschluss auf dem Schiff machen. „Das Tolle daran ist, dass Kinder so vieler Nationen zusammen unterrichtet werden“, sagt Andrea Edele. Zusammen mit ihrer Tochter Amy holt sie David von der Vorschule ab. Der Schulalltag ist ganz wie in Amerika. Außer dass die Kinder, während sie gerade das Einmaleins lernen, auf das Meer hinausblicken können.

### Internet-Café, Starbucks und Supermarkt

Nicht nur die High School an Bord der Africa Mercy erinnert an eine amerikanische Kleinstadt. Im Herzen des Schiffs befindet sich ein zweistöckiger Aufenthaltsraum. Die Besatzung kann im oberen Stock in einem Art Internet-Café ihre E-Mails abrufen und im Netz Kontakt mit dem Rest der Welt halten. Wer das lieber in seiner Koje macht, nutzt das schiffsweite WLAN. Und wer auf die gute alte Schneckenpost setzt, bringt seine Briefe zur Poststelle. Im unteren Bereich können die Schiffsbewohner Caffè Latte, Caramel Macchiato und Iced Caffè Americano bestellen – in einem von Starbucks gesponserten Café. Im Supermarkt gibt es Lebensmittel aus Europa und den USA, Bücher und T-Shirts mit dem Mercy Ships-Logo, aber auch Souvenirs, Textilien und Kunsthandwerke aus der Region, wo das Schiff gerade ankert. Bezahlt wird in US-Dollar – die Schiffsbank zahlt die Greenbacks aus.

Es ist eine klimatisierte, eine geordnete Welt, die natürlich im krassen Gegensatz zur Realität jenseits der Gangway steht. Dort schlägt einem zuerst feuchte, heiße Luft entgegen. Schmutz, Lärm und Armut sind hier allgegenwärtig. Mit dieser Kluft muss auch die Besatzung fertig werden. „Es ist schwierig, hier seinen Platz zu finden. Man muss mit den zwei verschiedenen Welten zurechtkommen – Afrika und das Schiff“, sagt Andrea Edele.

Was hilft, ist der Glaube. Für die meisten Freiwilligen an Bord der Africa Mercy ist er Motivation, ihr gewohntes Leben – zumindest eine Zeit lang – hinter sich zu lassen. Der Großteil der Helfer sind Christen. Sie sehen es als ihren Auftrag, dem Beispiel von Jesus zu folgen, um den Armen Hoffnung und Hilfe zu bringen. „Wir wollen mit fünfzig zurückblicken und sagen können, dass wir unser Leben auch eingesetzt haben“, sagt Andrea Edele. „Viele kommen hierher, weil ihr Leben nicht befriedigend ist.“ So ist ein sonn-täglicher Gottesdienst fester Teil des Schiffsalltags. Vor einer Operation beten die Helfer mit den Patienten. „Wir geben den seelischen Bereich an Gott ab und leisten unseren physischen Teil. Wir sind nur das Instrument von Gott, um zu helfen“, sagt Krankenschwester Esther Schüle.

Doch als Missionare bezeichnet zu werden, lehnen die Mitarbeiter von Mercy Ships ab. „Wir wollen unseren Glauben ausleben und dazu gehört es, ihn anderen mitzuteilen. Leute zu überzeugen, ist jedoch nicht ethisch. Vor allem Menschen, die so auf unsere Hilfe angewiesen sind, dass sie alles dafür tun würden. Wir präsentieren nur den christlichen Glauben, helfen aber Menschen aller Glaubensrichtungen“, sagt Udo Kronester. Dieser Überzeugung folgt der fünfzigjährige Leverkusener seit 1995, als er mit seiner Familie der Organisation beitrug und seither auf den Weltmeeren unterwegs ist. Aber Kronester segelt nicht nur, er geht auch an Land. Dort leitet er Projekte wie Brunnen- und Latrinenbau, Gesundheitserziehung, Besuchsdienste in Schulen und Krankenhäusern, Ausbildung von jungen Mädchen und Schulungen von Ärzten. Er glaubt an die Hilfe zur Selbsthilfe. Denn wenn die Africa Mercy im November den Hafen von Cotonou wieder verlässt, soll ein Stück von dieser fremden und doch wundervollen Welt auch in Benin zurück bleiben.

Mehr Infos unter [www.mercyships.de](http://www.mercyships.de)

#### Anschrift der Verfasserin:

Laura Salm-Reifferscheidt, freie Journalistin und Autorin  
Straßburgerstraße 20, 10405 Berlin  
[post@laurasalm.com](mailto:post@laurasalm.com), [www.laurasalm.com](http://www.laurasalm.com)

#### Mercy Ships Deutschland e. V.

Spendenkonto: Raiffeisenbank Singoldtal  
BLZ: 701 694 13 · Konto: 915 440